

DOSSIER: *Der Fisch*

Editorial

Zu Hause im stillen Element des Lebens

Als Bub war ich fasziniert von den Fischen, die in Nachbars Aquarium vielfarbig schillerten. Ruhig und gelassen schwebten sie durch eine stille Welt, eine zauberhafte Unterwasserlandschaft mit wogenden Pflanzen, bizarren Tuffsteinen und perlenden Blasen aus der Sauerstoffpumpe.

Als Jugendlicher wurde ich selber zum Aquarianer mit eigenem Fischbecken im Zimmer. Dabei entdeckte ich, dass die von vielen Menschen als «kalt» wahrgenommenen Lebewesen durchaus individuelle Züge entwickeln und manchmal kleine Gewohnheiten an den Tag legen. Sehr erstaunt war ich, als ich einmal beim Kla-

vierspielen einen Seitenblick aufs Aquarium warf und sah, wie dort sämtliche Fische unbeweglich an der Frontscheibe aufgereiht schwebten und mir zuzuhören schienen. Auch später fand sich dieses stumme Publikum hin und wieder am Fenster ein, andere Aquarienbesitzer erzählten von ähnlichen Erfahrungen.

Jahre später, bei der Bibellektüre und insbesondere der Beschäftigung mit dem Neuen Testament, fand meine Faszination für Fische neue Nahrung, diesmal historisch und spirituell gewürzt. Der Fisch war vor 2000 Jahren für die Menschen am See Gennesaret, wo Jesus lebte und wirkte, ge-

schätzte Speise und wichtiger Wirtschaftsfaktor. Entsprechend wimmelt es in den Berichten rund um den galiläischen Wanderprediger, der das Reich Gottes verkündete, nur so von Fischen.

Einige seiner Jünger waren Fischer, andere Netzmacher. Jesus nahm das Bild des Fisches beim Erzählen gleichnishaft auf und vermehrte bei zwei Gelegenheiten Fisch und Brot auf wundersame Weise. Auch von zwei spektakulären Fischzügen berichtet die Bibel, und Jesus vergleicht das Himmelreich mit einem Fischnetz. So erstaunt es kaum, dass der Fisch zum Symbol des frühen Christentums wurde. Das griechische Wort für

Fisch lautet «Ichthys»; die Buchstaben bilden das Akronym für ein kurzes christliches Glaubensbekenntnis, ebenfalls in griechischer Sprache.

Aufgrund vielfältiger Umweltbelastungen gerät der Fisch heute unter Druck, weltweit. Auch am Rheinfall, wo «reformiert.» den Fischereipräsident Sämti Gründer besuchte und mit dem Fischereiaufseher Thomas Küng über das Leben am und im Wasser sprach. Und Theologieprofessor Benjamin Schliesser spürt der Bedeutung des Fisches im frühen Christentum nach; im Interview erklärt er, warum Pfingsten als Geburtsstunde der Kirche gilt. Hans Herrmann

Der Rheinfall ist ein Naturmonument von nationaler Bedeutung mit internationaler Ausstrahlung. Eine Million Touristinnen und Touristen besuchen den spektakulären Wasserfall jedes Jahr. Der Rhein bietet darüber hinaus in diesem Gebiet einen idealen Lebensraum für Edelfische. Doch die Hitzesommer 2018 und 2022 haben sich fatal auf die Bestände ausgewirkt. Insbesondere die Äsche litt enorm und ist inzwischen vom Aussterben bedroht. Der Augenschein vor Ort endet mit einem Hoffnungsschimmer.

Königin der Fische gefährdet



Eine Äsche wartet in einem ruhigen Gumpen des Flusses auf antreibende Insektenlarven.

Foto: Michel Roggo

Von Menschenfischern und dem Fischerring

«Kommt, mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen.» Dies sagt Jesus am See Gennesaret in Galiläa, als er Simon Petrus und seinen Bruder Andreas beim Auswerfen der Netze sieht (Mt 18,19). Die beiden legen ihre Netze nieder, folgen Jesus und werden seine ersten Jünger. Petrus ist derjenige, den Jesus später als Fels bezeichnen wird, auf dem er seine Kirche gründen wolle. Laut

ausserbiblischer Überlieferung wurde Petrus schliesslich Bischof von Rom und somit der erste Papst. Seit dem 14. Jahrhundert tragen seine Nachfolger als Zeichen ihrer Amtswürde den sogenannten Fischerring. Dieser zeigt, nebst dem eingravierten Namen des Trägers, Petrus mit einem Fischernetz, in Anspielung auf den Menschenfischer. Nach dem Ableben des jeweiligen Papstes wird der Siegel- beziehungsweise Fischerring vom Kämmerer mit einem silbernen Hammer zertrümmert. heb

Der störrische Prophet im Bauch des Wals

Der Prophet Jona bekam von Gott den Auftrag, in die Stadt Ninive zu reisen und dort gegen die Bosheit zu predigen. Er entzog sich dieser Aufgabe jedoch und floh mit einem Schiff in Richtung Tarsis, das vermutlich an der Südküste Andalusiens lag. Daraufhin liess Gott einen heftigen Sturm aufkommen. Jona wies die Schiffsmannschaft an, ihn ins Wasser zu werfen, damit sie gerettet wür-

den. So geschah es, und Gott sandte einen Wal, der Jona verschlang und nach drei Tagen ans Trockene spie. Beim zweiten Mal, als Gott zu ihm sprach, weigerte er sich nicht mehr und ging nach Ninive. Davon berichtet im Alten Testament das Buch Jona. Im Neuen Testament kündigt Jesus den eigenen Tod und die Auferstehung an, indem er sagt: «Denn wie Jona im Bauch des Fisches war, drei Tage und drei Nächte, so wird der Menschensohn im Schoss der Erde sein, drei Tage und drei Nächte.» heb

Ein Fischzug und eine geheimnisvolle Zahl

Jesus war gestorben und auferstanden. Nach biblischem Zeugnis zeigte er sich danach während 40 Tagen den Aposteln mehrmals, so auch am See von Tiberias. Sieben seiner Freunde waren beisammen, und aus einer plötzlichen Regung heraus beschloss Petrus, fischen zu gehen. Es war Nacht, und die anderen gingen mit. Sie stiegen ins Boot und fuhren hinaus, fingen aber nichts. Es

ging bereits gegen Morgen, als Jesus am Strand auftauchte. Er rief ihnen, noch einmal hinauszufahren und das Netz erneut auszuwerfen. So machten es die Freunde, und als sie zurückkamen, glimmte am Boden bereits ein Kohlenfeuer, und ihr Netz war «voll von grossen Fischen, hundertdreißig» (Joh 21,11). Warum es genau so viele waren, bleibt ein Geheimnis. Die Zahl 153 verfügt zwar über besondere mathematische Eigenschaften, doch damals waren diese noch nicht bekannt. heb

Ein Künstler der Unterwasserfotografie

Die Fotos, die dieses Dossier illustrieren, sind Werke von Michel Roggo. Der Schweizer Fotograf hat Flussdelfine, Bären und Krokodile, versunkene Regenwälder und tiefe Höhlen, eisige Gletscherseen und überwucherte Tropenflüsse und noch vieles mehr fotografiert. Seit rund 40 Jahren arbeitet der Fotograf meistens unter Wasser. Dazu verwendet er eine Fernbedienung oder schnorchelt und taucht, um seine Objekte vor die Linse zu bekommen. Weil die Pandemie seine Expedition in den Amazonas verhinderte, fotografiert Roggo nun vor allem in den Gewässern der Schweiz. Roggo gilt international als Spezialist für Fotografie im Bereich des Süsswassers. Seine Bilder wurden weltweit an zahlreichen Ausstellungen gezeigt. An Wettbewerben wie Wildlife Photographer of the Year wurden bereits Werke ausgezeichnet. Für sein Freshwater Project fotografierte er weltweit 40 Gewässer. fmr



Das helle Weibchen wartet auf dem Kiesgrund, das Männchen erwehrt sich der Nebenbuhler.

«Die grosse Rückenflosse schimmert oliv und purpurn, mit ihren schillernden Farben ist die Äsche einfach wahnsinnig schön.»

Sämi Gründler
Präsident des Schaffhauser Fischereiverbandes

«Zuerst müssen Sie sich drei Stichworte merken: Glühbirne, Kehrlichtverbrennungsanlage und Rocky.» Das sagt Thomas Küng zur Begrüssung. Er ist Fischereiaufseher des Kantons Schaffhausen. In seine Zuständigkeit fällt die rechte Seite des Beckens unterhalb des weiss schäumenden Rheinfalls. Auch ein denkmalgeschütztes Riegelhaus gehört zu seiner Domäne. Es steht ein wenig unscheinbar neben dem Schlössli Wörth. Dort legen die Schiffe für die Touristen an, im vorderen Teil ist ein Ticketschalter integriert.

Der Rest des Hauses erfüllt nach wie vor seine ursprüngliche Funktion: Es ist die kantonale Fischzuchtanstalt und die älteste heute noch betriebene Fischbrutstätte des Landes. Baujahr 1876, kurz vor der Erfindung der Glühlampe. Der Grund, eine solche Anlage für die künstliche Anzucht von Jungfischen zu bauen, war ein für die Bewohner am Hochrhein einschneidendes Ereignis:

das zunehmende Ausbleiben des Lachses. Es ist die Folge von Gewässerverschmutzung und Verbauung durch Kraftwerke sowie der Überfischung flussaufwärts.

Den Lachs im Wappen

Der Lachs gilt als der «König der Fische» und war ein wichtiger Teil der Kultur am Rheinfall: Er prangte auf Gemeindepapieren und Wirtshauschildern. Seit der Römerzeit wurde er bei Festmählern als Delikatessen aufgetragen. Ganze Dörfer lebten während Jahrhunderten vor allem vom Fischfang, beispielsweise der Zürcher Weiler Nohl, der ein Stückchen flussabwärts liegt. Die letzten Lachse wurden hier in den 1960er-Jahren gesichtet. Die Äsche galt lange als geschätzte Nachfolgerin, sie wird ebenfalls zur Gattung der Lachsartigen gezählt.

Die Äsche war über Jahrzehnte eine typische Schaffhauser Spezialität. Denn: Während in vielen Schwei-

zer Flüssen nur noch kleine Restbestände schwammen, war die Äsche im Rhein zwischen Stein am Rhein und Rüdlingen ein «Brotfisch», beliebt bei den Fischern und tausendfach gefangen.

Zu verdanken war der grosse Bestand dem Umstand, dass der Rhein zwischen Stein am Rhein und Diesenhofen über Kilometer frei fliesst. Der Strom bietet der Äsche Lebens- und Laichbedingungen, die europaweit einzigartig sind.

In der obersten Liga

«Mit der Rheinäsche spielen wir in der Champions League, sind eher der FC Bayern München als der FC Schaffhausen», sagt Küng grinsend. Die Äsche ist ein Strömungsfisch, bestens ans Leben in Bächen oder Flüssen angepasst. Und doch inmitten von Fliesen die Ruhe selbst: Typischerweise steht sie im Strömungsschatten eines Steines und wartet dort auf die herandriffende

Nahrung: Insektenlarven etwa oder Flohkrebse. Andere Edelfische wie die Forelle jagen ihrer Beute hinterher, oder sie durchsieben das Wasser nach Essbarem wie der Felchen.

Apropos Edelfische: Für den Forscher Alfred Brehm zählten dazu nur «wirklich die edelsten aller Fische», wie er in seinem berühmten Buch «Thierleben» 1884 schrieb. Und die Äsche ist wohl der edelste unter ihnen, die ungekrönte Königin, die Schönste im ganzen Land.

Jedenfalls geraten die Spezialisten ins Schwärmen, wenn sie auf das Besondere an der Äsche angesprochen werden. «Sie ist ein wunderschöner Fisch», strahlt Küng. Sie wirke sehr elegant mit ihrer markanten Rückenflosse.

Für Sämi Gründler, Präsident des Schaffhauser Fischereiverbandes, ist die Äsche ein wichtiges Schweizer Kulturgut. Gründler kämpft seit Jahren als Geschäftsleitungsmitglied des Schweizer Fischereiverbandes

auf allen Ebenen für ihre Rettung. Auch er spricht von der Äsche wie von einer lieben Freundin: «Die grosse Rückenflosse schimmert oliv und purpurn.» Ohnehin sei sie mit ihren schillernden Farben «einfach wahnsinnig schön», sagt Gründler.

Mit ein bisschen Fantasie könnte man die geackte Flosse für die Krone der Königin halten. Beide Fachleute betonen: Sie schmeckt auch fein, ist leicht zuzubereiten und ergibt mit wenig Zutaten ein Festessen. Nicht umsonst ist der lateinische Name der europäischen Äsche von ihrem Geschmack hergeleitet: Sie heisst *Thymallus thymallus*, weil sie nach Thymian duftet.

Fangverbot verhängt

Weil der Fisch bedroht ist, besteht aber seit fünf Jahren ein Fangverbot. Ausser wenn es der Erhaltung der Art dient. Von Ende März bis Anfang April gehen Thomas Küng und sein Team jeweils unter-



Das Weibchen gibt Eier, das Männchen Samen ab. Die befruchteten Eier sinken auf den Grund.

Fotos: Michel Roggo

«Zu wenig kühles Wasser und Sauerstoff, das ist für die Fische so, wie wenn wir durch die Wüste rennen müssten.»

Thomas Küng
Fischereiaufseher des Kantons Schaffhausen

oberhalb des Rheinfalls mit Stellnetzen auf Laichfischfang. «Unser Ziel ist es, reife Eier für die Aufzucht zu gewinnen», sagt Küng. In diesem Jahr waren die Netze leer: «Nichts, ausser drei Jungfische.» Über knarrende Dielen geht es nun in einen Raum, wo Leitungen frisches Quellwasser hereinführen. Küng verweist auf die Balken unter dem Dach: «Altholz aus einem Abbruchhaus, das sonst in der Kehrlichtverbrennung gelandet wäre, wir tun also etwas zur Erhaltung von Nützlichem», betont er.

Die Äsche ist sein Sorgenkind: Es geht ihr miserabel. Zu warmes Wasser bedeutet Stress. Und im Sommer 2022 war der sonst relative kühle Rhein wieder bis zu 28 Grad warm, die Wasserstände tief. «Zu wenig kühles Wasser und Sauerstoff, das ist für die Fische so, wie wenn wir durch die Wüste rennen müssten.» Am Ende versagten dem Fisch der Kreislauf und die Organe. Fatal war

der Sommer 2003 mit seiner Rekordhitze. Zwischen Stein am Rhein und Rheinau fischten die Fischerinnen und Fischer rund 50 000 verendete Fische aus dem Fluss.

Während 15 Jahren konnte sich der Bestand dann etwas erholen, im Hitzesommer 2018 schwammen jedoch wiederum rund drei Tonnen Äschen obenauf, über 90 Prozent der Population gingen ein.

Ein Opfer des Klimawandels

Eine Katastrophe: Die edle Schöne steht seit Längerem auf der roten Liste der vom Verschwinden bedrohten Arten, seit 2019 gilt sie aber als «stark gefährdet», der zweithöchste Gefährdungsgrad – vor dem Aussterben: «Eine durch die Klimaerwärmung gefährdete Art», schrieb das Bundesamt für Umwelt 2022. Am Rheinfall hatten sich die Bestände bis 2022 etwas erholt: «Es gab wieder Fische im Fluss und wir gewannen Laich», sagt Küng. Im jetzt lee-

ren Brutraum quirlten vor einem Jahr noch Hunderttausende goldener Äscheneier in sogenannten Zugerläsern vor sich hin, grossen, flaschenartigen Glasbehältern, die auf dem Kopf stehen und unten vom Flaschenhals her mit kaltem Quellwasser durchströmt werden. Äscheneier seien klein und klebten zusammen. «Wir halten sie in Zirkulation und imitieren die Bedingungen im Kies, wo sie mit Sauerstoff durchspült werden.» Bei rund 8 Grad dauert es rund 30 Tage, bis die Jungäschchen schlüpfen.

Kurz davor kommen die Eier in eine Schlupfschale mit Sieb in türkisgrünen Becken, wo die stecknadelgrossen Äschenbabys mit ihren riesigen, silberglänzenden Augen rund zwei Wochen lang aufgefüttert werden, bevor sie in einen Bottich im Garten verlegt werden. Dort hin geht Küng nun voraus, vorbei an einem Teich mit Bachforellen, es sind schwere Brocken. «Muttertier-

haltung», sagt Küng, im Gegensatz zur Äsche lassen sich bei der Forelle Laichfische in Gefangenschaft hegen. Die fünf oliven Behälter im Schattengarten, rund 5000 Babyregenbogenforellen schwimmen darin. «Damit machen wir Stützbeatz», sagt Küng.

«Wir versuchen zu erhalten, was in der Natur noch da ist.» Die kantonale Fischzuchtanstalt diene nie dem Ertrag, sondern dem Arterhalt. Auch die Regenbogenforelle braucht kaltes Wasser, und ihre Bestände litten in den Hitzesommern.

Die letzten Exemplare

Vor dem mittleren Wassertank zur Rechten macht Küng halt und streut etwas Futter hinein: «Bei Fremden sind sie etwas scheu», sagt er. Ein paar zehnte bis zwölft Zentimeter grosse Fische tauchen auf und verschwinden gleich wieder. «Das ist unsere eiserne Reserve», sagt er. Es

sind rund 100 Jungäschchen vom letzten Jahr. Ende September 2022, also nach der Sommerhitze, haben er und seine Leute rund 50 000 Jungäschchen ausgesetzt – und ein paar behalten, «als Risikoversicherung». Vor uns schwimmt eine Art Genpool der Rheinäsche im Kessel.

Und vielleicht stehen im Rhein ja irgendwo noch ein paar der im letzten Jahr ausgesetzten Exemplare. «Es ist noch nicht alles verloren», sagt Küng. Ob das so ist, und wie viele es sind, wird man erst in ein paar Jahren wissen, wenn sie ausgewachsen sind. Beachtliche 50 bis 60 Zentimeter lang werden sie dann sein, und mit etwas Glück werden einige vielleicht auch wieder als Laichfische im Netz hängen bleiben.

Das sieht der Fischereiaufseher die Parallele zum letzten Stichwort vom Gesprächsbeginn: «Wir geben nicht auf, kämpfen weiter trotz aller Widrigkeiten.» So wie der Boxer Rocky Balboa im Film. Christian Kaiser



Zur Laichzeit fechten die Männchen ihre Rankkämpfe aus.



Die befruchteten Eier in den Zwischenräumen des Kiesgrunds.

Fotos: Michel Roggo

«Für Frauen eröffneten sich einzigartige Chancen»

Der Fisch war das Erkennungssymbol der frühen Christinnen und Christen. Der Theologe Benjamin Schliesser spricht über die Bedeutung des Pfingstfestes, das als Gründungsdatum der Kirche gilt, und erklärt, wie aus der kleinen Christusbewegung eine Weltreligion werden konnte. Die Sprengkraft des frühen Christentums liege auch darin, dass es Frauen völlig neue Möglichkeiten der Teilhabe eröffnet habe, sagt der Spezialist für das Neue Testament. Und privat könne der christliche Glaube gar nicht sein.

Was, glauben Sie, ist zwischen Ostern und Pfingsten mit den Jüngern und Jüngerinnen Jesu passiert?

Benjamin Schliesser: Die Begegnung mit dem Auferstandenen – wie immer wir sie uns vorstellen – muss sie noch mal radikal umgewendet haben. Für sie war klar: «Ich kann nicht in mein altes Leben zurück, werde nicht wieder Fischer, wie ich in der Verzweiflung an Karfreitag vielleicht dachte.»

Welche Bedeutung hatte Pfingsten für die frühen Christen?

Die Apostelgeschichte beschreibt Pfingsten als ein dramatisches Ereignis. Ein «Brausen vom Himmel». An Pfingsten kommt der Geist auf die Jünger herab. Theologisch wurde dabei für die frühe Christenheit Folgendes wichtig: Der Geist ist gekommen, um zu bleiben. Und er ist nicht einem exklusiven Personenkreis vorbehalten. Das war neu.

Geisterfahrten sind in den Landeskirchen ja eher umstritten.

Ja, zum Teil zu Recht, weil mit ihnen schon viel Missbrauch betrieben wurde. Und doch steht ausser Frage, dass sich die frühe Jesusbewegung als Bewegung «des Geistes und der Kraft» erfuhr. Geisterfahrten waren vielfältig und sprangen ins Auge. Im akademischen Betrieb und in den Kirchen kommt dem Geist heute meistens nur eine Statistenrolle zu. Der Blick über den westeuropäischen Tellerrand hinaus inspiriert jedoch zu einem neuen Nachdenken über den Geist, auch in Theologie und Kirche.

Und was bewirkte das Erleben des Geistes damals?

Es trieb die Menschen an, das Erlebte nicht für sich zu behalten, sondern weiterzutragen. Von Pfingsten an verbreitete sich die Jesusbewegung von Jerusalem durch die ganze Welt, durch Völker und Sprachen, Nationen und Schichten. Das gesamte Römische Reich wird in diese Bewegung hineingenommen, ob-

wohl sie noch so klein ist. Am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus waren es insgesamt vielleicht ein paar Tausend Leute, aber die Vision war universal.

Und wie verlief dann die frühchristliche Mission?

Auf dem Apostelkonzil in Jerusalem um 48 nach Christus wurden Missionsgebiete aufgeteilt. Paulus und die Antiochier wandten sich den nicht jüdischen Menschen zu, die Jerusalemer um Petrus und den Herrenbruder Jakobus der jüdischen Bevölkerung. Paulus wirkte mit seinem Missionsnetzwerk in Kleinasien und Griechenland und gelangte auf diesem Weg bis nach Italien.

Wie hat Paulus all diese langen Reisen überhaupt geschafft?

Ihm muss es wie ein Gottesgeschenk vorgekommen sein, dass die Römer grosse Strassenbauer waren. Ohne das Strassennetz hätte sich die Jesusbewegung nicht so schnell verbreitet. Die Reisen waren damals aber eine teure Angelegenheit. Daher brauchte es wohlhabende Geldgeber in den Gemeinden.

Also gab es auch wohlhabende Christinnen und Christen damals?

Die Christengemeinden deckten das ganze Spektrum der Gesellschaft ab. Von den Ärmsten bis hin zur städtischen Elite. Das war eine provokative neuartige Sozialform in einer so statusbewussten und statussensiblen Gesellschaft.

Was machte die neue Religion denn für die gesellschaftliche Elite überhaupt derart attraktiv?

Für Gebildete war der Glaube an einen gekreuzigten jüdischen Gott völlig absurd. Anschlussfähig war eher die Idee des Monotheismus, an dem die frühe Christenheit ja festhielt. Das Pantheon mit den vielen Gottheiten war für manche wohl intellektuell anstössig. Der Glaube an einen Gott brachte eine Art Komplexitätsreduktion mit sich.

Und die Armen, Randständigen und Rechtlosen, die Jesus immer wieder ins Zentrum gestellt hat?

95 Prozent der Bevölkerung waren sehr arm. Attraktiv war für sie, dass man sich in den Christengemeinden mindestens einmal in der Woche traf. Alle konnten sich satt essen. Wenn es vor Gott kein Ansehen der Person gibt, wie Paulus schreibt, so weist dies auch den Marginalisierten unendlichen Wert zu.

Wie wichtig waren die Frauen in der neuen Bewegung?

Für Frauen taten sich in den Christengemeinden neue und einzigartige Chancen der Teilhabe auf. Wir kennen einige mit Namen: Prisca wird in Ephesus zur Lehrerin des gebildeten Missionars Apollo, Junia wird von Paulus mit dem Ehrentitel Apostelin bezeichnet, Phoebe ist Vorsteherin einer christlichen Gemeinde in Kenchreae. Das hatte Sprengkraft! Auch namenlose Frauen, Unterdrückte, Prostituierte kamen dazu. Das konnte zu herausfordernden Begegnungen führen.

Gab es in den verschiedenen Gemeinden also auch Konflikte?

Natürlich! Die viele zusammengewürfelten Gemeinschaften mussten mit ungeheuren sozialen Spannungen umgehen, Statusbarrieren und Ekelschranken überwinden. Wie häufig und heftig es gekracht hat, können wir in den Paulusbriefen lesen. Trotz aller Unzulänglichkeiten

war es bemerkenswert, dass die unterschiedlichsten sozialen Milieus in den christlichen Gemeinden überhaupt aufeinandertrafen.

Was war trotz aller Unstimmigkeiten insgesamt das Erfolgsrezept des frühen Christentums?

Die neue Bewegung war in vielerlei Hinsicht innovativ. In der Antike war das gesellschaftliche und religiöse Leben in Vereinen organisiert. Anders als im Vereinswesen erhoben die Christengemeinden keine Mitgliedsbeiträge und standen allen offen. Im Gegensatz zu Kultvereinigungen traf man sich nicht in Heiligtümern, sondern in Privathäusern, aber auch in Werkstätten und Wirtshäusern – einfach dort, wo auch sonst das familiäre, berufliche oder gesellige Leben stattfand. Zudem nutzten die Christen eine neue Publikationsform.

Welche denn?

Sie verwendeten Codices, eine Vorform des Buches, und nicht die sonst üblichen Schriftrollen. Codices wurden die publizistische Speerspitze der neuen Bewegung. Das hat wie der Neudruck in der Reformation wesentlich zur Verbreitung ihrer Ideen beigetragen.

Zu diesen Codices zählte der Fisch. Welche Bedeutung hatte er im frühen Christentum als Symbol?

Das griechische Wort für Fisch ist «Ichthys» und steht als Akronym

Benjamin Schliesser, 46

Der Theologe ist ausserordentlicher Professor für Literatur und Theologie des Neuen Testaments an der Universität Bern und leitet das Nationalfonds-Projekt «Ecclesiae». Es untersucht die Entwicklung des frühen Christentums anhand der antiken Zentren Antiochien, Ephesus, Philippi, Korinth und Rom. Ein Filmteam begleitet Forschende an die Schauplätze.



Foto: zvg

für das Bekenntnis «Jesus Christus, Gottes Sohn, Retter». Im dritten Jahrhundert erscheint in christlichen Grabinschriften das Fischsymbol, neben dem Anker und der Taube. Das Fischmotiv zieht sich durch das ganze Neue Testament. Die Jünger sind Fischer und werden zu Menschenfischern, die Speisung der 5000 mit zwei Fischen und fünf Broten... Letztlich verweist der Fisch darauf, dass der Christusglaube der Motor für die sozialen und kulturellen Innovationen ist, von denen wir gesprochen haben.

Was verbindet die heutigen Kirchen mit den frühen Gemeinden?

Geschichte wiederholt sich nicht, die Zeiten ändern sich. Aber dennoch ergeben sich spannende Analogien zwischen damals und heute: Die postchristlich gewordene westeuropäische Gesellschaft entspricht in mancherlei Hinsicht der prächristlichen Gesellschaft des antiken Mittelmeerraums. Damals wie heute sind die Christen Teil einer bunten religiösen Landschaft, und auf dem Markt der spirituellen Möglichkeiten konkurrieren unzählige Anbieter. Neu war in der Antike, dass der christliche Glaube alle Lebensbereiche umfasste und nicht privat blieb. Das kann die heutige Kirche von der frühen Jesusbewegung lernen. Karl Barth meinte einmal: «Es gibt kein legitimes Privatchristentum.»

Die frühen Christen wurden verfolgt. Wie sehr eigentlich?

Christenverfolgungen waren lokal begrenzt. Es gab keine reichsweiten Verfolgungen. Dennoch kann die Bedeutung der Martyrien der ersten Jahrzehnte kaum überschätzt werden. Paulus und Petrus etwa starben in Rom. Ihr Martyrium reflektiert eine Haltung: Der neue Glaube hat einen Wert, für den es sich zu sterben lohnt. Er ist kostspielig und daher auch kostbar. Das hat damals nicht wenige Menschen zum Nachdenken gebracht. Interview: Christa Amstutz, Constanze Broelemann